



Die Toppatella.

Eine sicilianische Geschichte.

(Beschluß.)

„D, die Signora ist schön,“ sagte der Türke zu der Toppatella.

„Willst Du mich kaufen?“

„Ich bin ein armer Korallenhändler.“

„Zweihundert Piafter und ich begleite Dich.“

„Viel Geld!“

„Ich lasse nichts nach.“

„Ich segle morgen nach Tunis ab.“

„Wo liegt Dein Schiff?“

Der Türke zeigte auf die Klippe, über welche eine Mastspitze hervorragte.

„Wann?“ fragte Agata weiter.

„Um Mitternacht.“

„Ich werde kommen. Gib mir das Geld.“

„Signora, das ist gegen meine Grundsätze; wenn ich das Geld gebe, kommen Sie nicht.“

Agata warf dem Ungläubigen einen schrecklichen Blick zu, der hier besser wirkte, als bei Don Benedetto.

„Hat die Signora etwas Heiliges am Halse?“

„Ja, dieser Rosenkranz ist geweiht.“

„So schwöre die Signora darauf.“

Agata that es, der Türke zählte ihr das Geld hin und die Toppatella verschwand.

Gegen Mitternacht, um die Stunde, welche der Türke bezeichnet hatte, sahen junge Männer an dem großen Kaffeehause eine Toppatella vorüber schlüpfen. Einer verließ seine Freunde und ging der Dame nach, bald aber sah er sie am Meeresufer verschwinden.

Am anderen Tage machte die Flucht Agata's in der Stadt großes Aufsehen, das durch die Erzählung des jungen Mannes noch gesteigert wurde. Man durchsuchte die Gegend am Ufer nach allen Richtungen hin; man fand einen Frauenschuh, man sah selbst einen Frauenmantel in einem Bassin, welches das Meer bildete, schwimmen, aber einen Leichnam fand man darin nicht, wie sorgfältig man auch suchte. Einige glaubten, der Türke habe diese Kleidungsstücke dahin werfen lassen, um die Nachfor-

schungen auf eine falsche Spur zu lenken, und wenn er dies wirklich beabsichtigt hatte, so gelang ihm sein Plan vollkommen, denn Mehrere beweinten Agata und trauerten um sie. Die Korallensucher dagegen, welche nach Afrika gehen, behaupten alle nach ihrer Rückkehr, sie hätten die schöne Catanierin, mit Edelsteinen geschmückt, als rechtmäßige Frau eines unermesslich reichen afrikanischen Fürsten gesehen.

Zullino hatte in Neapel die gewünschten zweihundert Piafter erhalten. Er kaufte sich einen Stellvertreter und kehrte nach Sicilien zurück. Nachdem er seine Geliebte lange beweint und betrauert hatte, heirathete er die Tochter eines Maulthiertreibers. Die Weiber sagen aber, seine Untreue habe ihm Unglück gebracht, weil er sein erstes Kind verlor, und seine Frau durch die Blattern verunstaltet wurde.

Don Benedetto seiner Seits verkauft fortwährend Seidenwaaren und hält sich noch immer für den reichsten und wichtigsten Mann in Sicilien, vielleicht in ganz Europa.

Eine Entführung.

I.

Die Wahl eines Dieners.

In einer der engen Gassen in London, welche zu dem Leicester Square führen, gab es sonst, und giebt es vielleicht noch jetzt, ein Kaffeehaus, das vorzugsweise von dienstlosen Domestiken besucht wurde; die Wirthin, Frau Helpem, hatte eine um so ausgehntere Kundschaft als sie fast unbeschränkten Credit gewährte. Man trank bei ihr so lange als man Durst hatte, aß, so lange man hungerte, und schlief selbst da, wenn man kein anderes Unterkommen fand. Der Preis für alles dies wurde von der vertrauensvollen Wirthin erst dann in Anspruch genommen, wenn ihre Gäste wieder einen Herrn gefunden hatten. Allerdings wurde ihr Vertrauen nicht selten getäuscht; aber sie entschädigte sich an Andern; man ging so weit, daß man die Frau eine Bucherin, eine Fehlerin, eine Diebin nannte. Ich habe nicht den Auftrag, sie zu rechtfertigen; vielleicht war sie aber nur durch die schlechte Gesellschaft, die sich in ihrem Hause einfand, in den schlechten Ruf gekommen. Der einzige Vorwurf, den sie gewiß verdiente, war der, daß sie ihre Kunden immer außerordentlich empfahl, so daß diejenigen sehr unklug

handelten, welche einen Diener auf die Empfehlung der Frau Helpem hin annahmen.

Unter den dienstlosen Männern, welche seit sechs Wochen vergebens auf einen guten Dienst warteten, befand sich auch ein junger Irländer, Phelem O'Connor, der sehr unschuldig in London angekommen, in einem Jahre aber ein ganz Anderer geworden war. Freilich hatte er die Hälfte dieser Zeit bei der Frau Helpem zugebracht und da jedes Mal seinen Cameraden Patrick getroffen, dessen Rath ihn an den Galgen gebracht haben würde, wenn Phelem den Mathy besessen hätte, denselben zu befolgen. Phelem gestand gern zu, daß das Laster verführerisch sei und daß manche Vergehen und Verbrechen gewisse Reize besäßen. „Wie schade, daß es Geseze, eine Polizei und Justiz giebt!“ Phelem hatte gar keine Neigung für das Gefängnisleben; er bewunderte die Keckheit Patricks und trank mit demselben, er selbst aber stand immer, wie Hercules auf dem Scheidewege, zwischen dem Bösen und Guten, ließ sich gutmüthig ein Memme schelten und blieb gerade so weit ein ehlicher Mann, um nicht an den Galgen zu kommen.

Mit der Zeit würden aber doch das böse Beispiel und der schlimme Rath selbst ein stärkeres Gewissen als das Phelems erschüttert haben; auch wartete er nur auf eine günstige Gelegenheit, um ungestraft ein Spießhube zu werden, als ihn der Zufall in der St. Paulskirche, wohin ihn seine müßigen Cameraden bei einer besonderen Feierlichkeit mitgenommen hatten, in die Nähe eines reichen Bürgers und dessen Frau brachte, die zu spät gekommen waren, als daß sie zu ihren Plätzen hätten gelangen können, und nun wie andere geringere Leute mitten unter der Volksmenge standen. Phelem hätte sich in seinem Bedienteninstincte gern ehrerbietig von diesem achtbaren Paare entfernt, wenn es ihm in dem Gedränge möglich gewesen wäre; er konnte nichts thun, als hinter demselben zu bleiben und in so guter Gesellschaft sich so anständig als möglich zu verhalten. Um Niemand zu stören, bewegte er sogar den Kopf nur wenig und selten, sondern sah fast immer vor sich und auf den Bürger. So kam es, daß er bemerkte, wie derselbe von Zeit zu Zeit schnupfte und zu diesem Zwecke eine prächtige Dose mit einem Miniaturbilde auf dem Deckel aus der Tasche nahm. Phelem bewunderte anfangs diese Dose, welche sehr kunstreich gearbeitet zu sein schien; aber leider trugen die bösen Rathschläge Patricks bereits ihre Früchte und so entstand in ihm der Wunsch, diese ebenso schöne als wechthvolle Dose zu besitzen. Dieser Wunsch wurde nach und nach so stark, so unwiderstehlich, daß Phelem wirklich die Hand nach der Tasche des Bürgers ausstreckte und die Dose so vorsichtig als möglich herausnahm. Dies gelang ihm so gut, daß der Bürger die Kirche verließ, ohne den Verlust zu ahnen, und Phelem zu der Wirthin mit der Ueberzeugung zurückkam, Niemand habe sein Probestück gesehen. Er war noch so schüchtern, daß er selbst gegen Patrick seiner That sich nicht rühmte. Bald bemächtigte sich sogar seiner eine gewisse Unruhe und als er sich des Abends niederlegte, kleidete er sich nicht aus, um, wie es schien, im Nothfalle sogleich zur Flucht bereit

zu sein. Es währte lange, ehe er einschlief, und kaum hatte er die Augen geschlossen, so fuhr er hastig auf, denn es war ihm, als packe ihn eine fremde feindliche Hand und rufe drohend aus: „Haltet den Dieb!“

Wie groß also war sein Entsetzen, als er die Augen aufschlug und wirklich einen Mann an seinem Bette stehen sah, der ihn an der Brust gefaßt hatte und sprach: „Dieser ist es.“

„Ich bin verrathen, entdeckt und verloren!“ dachte Phelem, aber er unterdrückte den Schrei, den er ausstoßen wollte, und gehorchte schweigend dem Winke des Unbekannten, der den Zeigefinger auf die Lippen legte. Phelem war nicht allein in dem Zimmer, nicht einmal in dem Bette; er stand auf und folgte dem Fremden, ohne zu wissen, wohin er geführt werden würde. Sie gingen in das Saßzimmer hinunter, wo sich Frau Helpem noch befand. „Ich habe mich nicht getäuscht,“ sagte der Unbekannte zu der Wirthin, „und das ist der Irländer, den Sie Phelem O'Connor nennen?“

„So heißt er,“ antwortete Frau Helpem.

„Haben Sie die Gefälligkeit, uns einen Augenblick allein zu lassen; ich zweifle nicht, daß wir uns bald einigen.“

„Von Herzen gern,“ antwortete die Wirthin, welche sofort hinausging, um die Unterredung nicht zu stören.

„Phelem O'Connor,“ sagte der Fremde, als er mit dem Angeredeten allein war, „kennst Du mich?“

„Nein,“ antwortete Phelem zitternd.

„Siehst Du mich zum ersten Male?“

„Ich glaube es,“ entgegnete Phelem.

„Du hast mich also noch nicht bemerkt; ich meinerseits sehe Dich nicht zum ersten Male, ich sah Dich namentlich gestern in der St. Paulskirche und wenn Du die Augen nach den Galerien hinaufgerichtet hättest, würdest Du mich auch erblickt haben.“

Phelem zitterte noch mehr und der Fremde fuhr fort:

„Du würdest gesehen haben, daß ich die Gruppe beobachtete, zu welcher Du gehörtest. Kennst Du die Personen, welche vor Dir saßen?“

„Nein,“ antwortete Phelem.

„Ich ahnete dies,“ fuhr der Fremde fort. „Es war der Alderman Spencer mit seiner jungen Frau. Er ist der reichste Kaufmann in der City, ein Aheber, welcher das Mittelmeer und den großen Ocean mit seinen Schiffen bedeckt, der Segner jedes Schleichhandels und ein hartnäckiger Mann, der seinen Capitainen befiehlt, lieber das Schiff sinken zu lassen, als es den Seeräubern zu übergeben. Du kannst wohl glauben, daß dieser Mann bei solchen Grundsätzen die kleinen Diebe sehr streng beurtheilt, welche man vor ihn bringt. . .“

„Nun bricht der Sturm los,“ dachte Phelem.

„Der Alderman Spencer,“ sagte der Fremde nach einer Pause, „bedarf in diesem Augenblicke eines Kammerdieners; er giebt nur 150 Thlr. Lohn, aber es finden sich in seinem Dienste einige kleine Verdienste, welche diese Einnahme verdoppeln. Ich glaube nicht, daß Du so thöricht sein wirst, eine solche Stelle auszuslagen und ich will sie Dir verschaffen. Versprichst Du

mir, ein ehrlicher, pünktlicher, eifriger, fleißiger, gehorsamer und dankbarer Diener zu sein?"

Phelim rieb sich die Augen, da er nicht wußte, ob er wache oder träume; dann bildete er sich ein, er habe einen Gerichtsdiener vor sich, der sich einen Scherz mit ihm erlaube. Er antwortete also nicht und sah mit traurigem Lächeln den Mann an, der ihm so lachend den Strick um den Hals legte.

„Was? Du weigerst Dich? Es ist ernstlich gemeint; Du hast nur zwischen dem Galgen und der Stelle zu wählen, die ich Dir antrage.“

„Ich nehme sie an,“ antwortete Phelim diesmal mit dem Tone eines Mannes, der sich genöthiget sieht, einen bitteren Scherz zu ertragen.

„So ist es recht. Nimm hier das Draufgeld, das Dich bindet; Du bist nicht mehr frei,“ sagte der Fremde, indem er Phelim eine Guinee in die Hand drückte. „Hier meine Adresse; komm morgen früh um zehn Uhr zu mir, damit wir die Sache in Ordnung bringen. Wahrscheinlich hast Du Schulden hier, aber mach' Dir darüber keine Sorgen, wenn Du ein ehrlicher, pünktlicher, fleißiger, gehorsamer, dankbarer und ergebener Diener sein willst. Ich übernehme Deine Schulden, wie ich für Dein Glück sorgen werde, wenn wir, der Alderman und ich, mit Dir zusehen sind; das ist besser, als deportirt oder gehängt zu werden, nicht wahr? Apropos, man sagt, Phelim, Du hättest eine schöne goldene Dose gefunden. Der Alderman Spencer hat die seinige verloren; wahrscheinlich wird er durch die Zeitungen dem, welcher sie ihm bringt, eine gute Belohnung versprechen. Ich hoffe, Du wirst die, welche Du gefunden hast, Deinem Herrn ohne Belohnung übergeben, wenn es die seinige sein sollte; das wäre schon ein Beweis von Rechtschaffenheit.“

„Da ist sie,“ fiel Phelim sogleich ein, indem er die Dose aus der Tasche zog. Der Fremde nahm sie, betrachtete sie einen Augenblick und sagte sodann: „Es ist die Dose des Alderman, und das Miniaturgemälde da das Portrait seiner Frau; ein herrlicher Kopf! Welches Glück für Dich, einer so schönen Dame zu dienen! Auf morgen also! Geh nun wieder hinauf und lege Dich nieder; vielleicht erfreut Dich diesmal ein schönerer Traum.“

Der Fremde zog die Klingel und die Frau Helpem erschien, zu der er sagte: „Ich danke Ihnen, daß Sie mir diesen braven jungen Mann verschafft haben; wir sind einig; ich bringe ihn zu einem Freunde, wenn ich ihn nicht selbst behalte. Gute Nacht!“

Frau Helpem begleitete den Fremden bis an die Thür. Phelim war bei ihrer Rückkehr noch ganz verblüfft, so daß sie ihn fragte:

„Was haben Sie Phelim? Freuen Sie sich nicht, einem Manne wie dem Herrn von Lasserre zu gefallen?“

„Wie nennen Sie ihn?“

„Von Lasserre. Er ist ein Franzose, spricht aber englisch, wie ein Engländer. Er hat eine eigene Art, seine Leute sich auszusuchen, nicht wahr? Nun ja, man sagt immer, ein hübsches Gesicht sei der beste Empfehlungsbrief; er ist auch dieser

Meinung, und behauptet überdies, im Schlafe zeige sich das Gesicht des Menschen ganz unverstellt, in seinem natürlichsten Ausbruche. Kommt er zu mir, um einen Diener zu suchen, so bittet er um die Erlaubniß, ihn im Schlafe überraschen zu dürfen, wie er es eben mit Ihnen gemacht hat.“

„Dieser Herr von Lasserre kannte mich also, ehe er mit mir gesprochen?“

„Er hat Sie, glaube ich, hier schon ein Mal gesehen, denn er kommt bisweilen zu mir, aber immer in der Nacht und aus dem Grunde, den ich eben nannte.“

„Und was ist er?“

„Ein reicher Mann, der in der Marine gedient hat.“

„Er gehört also nicht zur Polizei?“

„Wo denken Sie hin? Herr von Lasserre! Wünschen Sie sich Glück, Phelim, und machen Sie nicht lange Umstände mit einem solchen Manne. Ich an Ihrer Stelle nähme sogleich Alles an, was er mir böte. Er ist ein Mann, der lange Hände hat, ein Sonderling vielleicht, mit dem man offenes Spiel spielen muß, denn wenn Sie ihn betrügen, wird er Sie wieder betrügen, und Sie reichen ihm das Wasser nicht.“

2.

Das Unglück zu glücklich zu sein.

„Weißt Du, liebe Frau, daß ich besorgt zu werden anfang?“

„Worüber, wenn ich fragen darf?“

„Ueber mein Glück.“

„Ueber Dein Glück?“

„Ja, wahrhaftig; es wäre zu schön, wenn es noch lange anhielte. Ich bin versucht, mich mit dem Tyrannen von Samos zu vergleichen, der am anderen Tage in dem Fische auf seiner Tafel den Ring fand, den er am Tage vorher hatte in das Meer fallen lassen. Ich hatte nicht gewagt, liebe Frau, Dir zu sagen, daß ich meine schöne Dose verloren hatte.“

„Mit meinem Portrait?“

„Ja, denke Dir meine Verzweiflung; ich fürchtete, von Dir beschuldigt zu werden, dieses Dein erstes Geschenk nicht sorgsam genug bewahrt zu haben.“

„Nun, und Du hast die Dose wiedergefunden?“

„Diesen Morgen, nachdem ich in den Zeitungen dem Wiederbringer 50 Guineen versprochen habe.“

„Erlaube mir, zu bemerken, daß Du Dir dies Glück wahrscheinlich hättest wohlfeiler verschaffen können, denn für die Hälfte der Summe würde ich Dir die Dose und das Bild noch einmal geschenkt haben.“

„Allerdings, aber das Glück dabei ist, daß ich die Dose umsonst wieder erhielt.“

„Auch in einem Fische wie Polycrates?“

„Nein, liebe Frau, ich erhielt die Dose mit dem artigen Briefe da:

„Mein Herr!

Ich wollte eben öffentlich bekannt machen, daß ich eine Dose von der und der Art gefunden hätte, als ich aus Ihrer Anzeige

erfah, daß es die Ihrige ist. Ich habe die Ehre, Ihnen dieselbe zurückzusenden, und schätze mich glücklich, auf diese Weise eine Gelegenheit zu erhalten, dem angesehensten und geachtetsten Bürger Londons einen kleinen Dienst zu leisten. Zwar wünschte ich sehr, Ihnen selbst den Gegenstand zu überbringen, der für Sie einen so hohen Werth haben muß, wenn ich, ein Fremder, nicht heute noch England verlassen müßte. Glauben Sie mir jedoch einigen Dank schuldig zu sein, so könnte ich Ihnen eine Gelegenheit bieten, etwas für mich zu thun. Ich muß den Uebringenden dieses Briefes, meinen Diener, Phelim D' Connor, dienstlos zurücklassen, und bitte Sie um so dringender, für diesen braven und treuen Diener sich zu interessiren, da er wirklich gleichzeitig mit mir die Dose auf der Straße bemerkte, wo sie wahrscheinlich aus Ihrer Tasche gefallen war. Glauben Sie mir aber, daß Sie das Zartgefühl des braven Dieners verletzen würden, wenn Sie ihm die geringste Belohnung dafür bieten wollten. Er wird sehr dankbar sein, wenn Sie ihm eine Stelle verschaffen könnten gleich der, die er bei mir verliert.

Ich habe die Ehre zu sein

Ihr ergebenster

Chevalier de Caserre.

„Ein sehr höflicher Fremder!“

„Und ein seltener Diener, liebe Frau, denn sein Herr hatte Recht, ich konnte ihn nicht bewegen, etwas anzunehmen, weder fünf und zwanzig noch fünfzig Guineen.“

„Und warum hast Du ihn nicht in Dienst genommen statt des John, den der Ehrgeiz nach Indien treibt?“

„Ich habe ihn allerdings in Dienst genommen und er wird schon heute Abend antreten. Ich wollte Dir dies aber erst anzeigen, und wünsche nur, daß Dir sein Gesicht nicht zu sehr missfalle.“

„Er ist also sehr häßlich?“

„Nein, aber ich gestehe, daß seine Gesichtsbildung mich nicht so anspricht, wie die unseres John.“

„Das Gesicht täuscht oft.“

„Das glaube ich auch, liebe Frau.“

Nach diesen letzten Worten sahen die beiden Eheleute einander mit ironischem Lächeln an, aus welchem ein scharfblickender Beobachter wohl hätte abnehmen können, daß zwischen beiden bereits einige kleine Zänkereien vorgekommen sein möchten.

Herr Karl Spencer war ein Mann, den seine großartigen Geschäfte zu sehr in Anspruch nahmen, als daß er seiner jungen Frau alle die galanten Aufmerksamkeiten hätte erweisen können, welche nach den Flitterwochen die Illusionen einer Frau erhalten, der das Mutterglück versagt ist. Dieses Glück erwartete Madame Spencer seit zwei Jahren, und sie fühlte sich bisweilen einsam und verlassen in ihrem Hause; sie konnte sich nicht verbergen, daß sie in der Börse eine Nebenbuhlerin hatte, über welcher ihr Mann sie zu sehr vernachlässigte. Spencer würde sich übrigens nicht so ganz seinen Geschäften hingegen haben,

wenn er nicht noch mehr für seine Frau als für sich selbst gearbeitet und zu der Liebe und ehelichen Treue derselben nicht das unbedingtste Vertrauen gehabt hätte. Er fühlte es wohl, daß seine Frau, streng genommen, ein Recht hatte, sich darüber zu beklagen, daß er nicht alle Versprechungen erfülle, die er ihr früher in dem Wunsche, zu gefallen, gemacht; aber er verglich sich dann zu seinem Vortheile mit den meisten verheiratheten Männern seiner Bekanntschaft, und jeder andere Vergleich von Seiten einer Frau, die nicht bloß streng tugendhaft, sondern auch vor jeder Versuchung gesichert war, erschien ihm unmöglich. Sie besuchte wenig Gesellschaften, und wen hatte sie im Auge, wenn sie einmal ganz besondere Sorgfalt auf ihre Toilette wendete? Nur ihn, den glücklichen Spencer, der, wie er eben selbst sagte, bis diesen Tag von dem Glücke außerordentlich begünstiget worden, nicht bloß der reichste Spekulant in der City, bereits Alderman war, und die sichere Aussicht hatte, in wenigen Jahren Lord Mayor zu werden, sondern auch der beneidete Gatte der liebenswürdigsten, schönsten, liebevollsten und tugendhaftesten Frau war.

„Allerdings,“ dachte er bisweilen bei sich, „sollte ich, statt mich über so viel Glück zu freuen, vor den Wechselfällen zittern, die jedes menschliche Leben treffen. Bin ich denn aber so vollkommen glücklich, da mir das höchste eheliche Glück, ein Kind, fehlt? Jedenfalls darf ich von Seiten meiner Frau keine Störung meines Glückes fürchten; nein, nein, ich spiele alle Tage mit den Wellen, den Binden und den Seeräubern und in diesem Spiele muß ich endlich das Glück ermüden. Ich werde wahrscheinlich nächstens erfahren, daß ich irgend ein Schiff durch einen Schiffbruch, oder im Kampfe mit dem kühnen Jacob Deslaigle verliere, der stets an den Antillen kreuzt, wo er im vorigen Jahre beinahe „die schöne Caroline“ gekapert hätte, die mit Zucker und Kaffee im Werthe von einer halben Million beladen war. Dieser Seeräuber scheint wirklich mir persönlich den Krieg erklärt zu haben. Hat er mir nicht sagen lassen, ich möchte auf der Hut sein, da er geschworen habe, mir eine der schönsten Federn aus dem Flügel zu rupfen? Ja, ja, ich habe besonders auf die Wahl meiner Capitains, Supercargos und Mannschaft zu sehen und nicht über die unerschütterliche Tugend meiner Frau zu wachen.“

Welchen häufigen Gebrauch oder Mißbrauch die dramatischen Dichter auch von den Monologen machen, um uns die geheimen Gedanken ihrer Personen zu enthüllen, so dürfen wir doch nicht behaupten, daß wir uns selbst immer die Wahrheit sagen, wenn wir mit uns selbst reden. Wir suchen uns gar oft über das zu täuschen, was uns beschäftigt, und lügen uns selbst allerhand kleine Lügen vor, um uns zu täuschen, da uns Niemand widerspricht.

(Fortsetzung folgt.)